

AUSSENSICHT

Vier Kollegen aus der Zentrale der NN waren eine Woche lang zum „Praktikum“ in die Redaktion des Altmühl-Boten eingefallen. Hier lesen Sie ihren letzten „Außenblick“ auf Gunzenhausen.

Die Reihen der vier Chef-Praktikanten – oder sind es Praktikanten-Chefs? – sind an einem der letzten Tage ihres Außeneinsatzes in Gunzenhausen etwas ausgedünnt. Also wird ein Ersatzmann aus Nürnberg angefordert. Und natürlich darf der Nürnberger Kollege ran, von dem alle wissen, dass er einen Gunzenhäuser Migrationshintergrund hat. Von daher ist die heutige „Außenblick“-Kolumne eher eine Mischform aus Außen- und allmählich verblassender Innensicht.

Es gab vermutlich schon immer keinen besseren Tag, sich in Gunzenhausen herumzutreiben, als den Donnerstag. Donnerstag ist Markttag. Gut, als Heranwachsender suchte man beim Herumtreiben weniger die Umgebung von Salatköpfen, zartem Kohlrabi und frisch gezapften Schwarzbereen. Aber einem allmählich ergrauenden Hobbykoch beschert solche Umgebung durchaus einen kleinen Sinnesrausch.

Zumal sich der Markt in den vergangenen 40 Jahren schwer gemauert hat. Frischen Fisch, französischen Käse, Lammfleisch und -wurst gab es hier früher nicht. Genauso wenig Pilzhändler-

Gunzenhausen – Best Place to be

rinnen mit Hals-Tattoo oder türkische Feinkoststände.

Wenn einem einst in Gunzenhausen der Sinn nach Feinkost stand, ging man zum Henkels Sepp in die Rathausstraße. Seinen kleinen Laden gibt es schon lange nicht mehr. Und weil die Erinnerungen leider schon etwas verblassen, weiß ich, als ich davortreibe, nicht mehr genau, ob er in dem Haus war, wo jetzt ein Nagelstudio beziehungsweise eine „Nail Basis“ beheimatet ist, oder nebensächlich. Hier wohnt jetzt die SPD. Wie auch immer: Der Henkels Sepp hat sich die Laden-Nachfolger nicht ausgesucht.

Gegenüber hat sich optisch weniger verändert. Das einstige Wäschehaus Hunger heißt jetzt Wäschehaus Bauer. Diesen Laden habe ich als Acht- bis Zwölfjähriger wöchentlich einmal durchquert, um im hintersten Eck eine steile Treppe in den ersten Stock hochzugehen, wo der alte Kirchenmusikdirektor Karl Hunger seine Schüler zum Klavierunterricht empfing. Herr Hunger war ein reizender Mensch. Das einzige Problem war, dass unsere Interessen ziemlich auseinandergingen. Er war beseelt von Musik, ich von Fußball.

Weshalb die Klavierstunden meist eine rechte Qual waren. Für uns beide. „Hast wieder nicht geübt“, stöhnte spätestens nach zehn Minuten neben mir auf dem Klavierbänkchen Karl Hunger, ohne dabei seine Zigarre aus dem Mund zu nehmen. Widerspruch wäre sinnlos gewesen. Nach vier Jahren sprach der Klavierlehrer dann endlich den erlösenden Satz: „Hans-Peter, dafür kann ich von deinen Eltern kein Geld mehr nehmen.“ Nie habe ich den Wäscheladen im Erdgeschoss auf meinem Heimweg beschwingter durchquert als an diesem Tag.

49 Jahre liegt das Ende meiner Klavierkarriere zurück. Schier gar nichts scheint sich – von außen besehen – während dieser langen Zeit direkt neben dem Wäscheladen in der Buchhandlung Pfahler geändert zu haben. Die religiösen Buchtitel in der Auslage könnten auch damals schon hier gelegen haben. Nur die schicken Stofftaschen mittendrin, die nicht. Mit ihrem Aufdruck wären sie das perfekte Mitbringsel unserer nach Nürnberg zurückkehrenden Praktikanten-Chefs: „Enjoy Life in Gunzenhausen – Best Place to be.“

HANS-PETER KASTENHUBER



Hans-Peter Kastenhuber ist Reporter bei der NN.

Als der Spielplatz plötzlich zum Kaff wurde

Die Geschichte eines Exil-Gunzenhäusers, der einst die Freiheit suchte und auch nur bis Nürnberg kam



Für den Dreijährigen auf seinem „Straßenrenner“ brachte jeder Tag auf dem heimischen Ferkelhandelhof große Abenteuer.

Foto: privat

VON HANS-PETER KASTENHUBER

Bis zum 20. Lebensjahr lebte der Autor dieses Textes in Gunzenhausen. Als NN-Redakteur kam er nach 41 Jahren erstmals dienstlich zurück und erzählt hier die Geschichte einer jugendlichen Kleinstadtfucht und einer längst erfolgten Versöhnung.

GUNZENHAUSEN – Ein weitläufiges Grundstück, jede Menge wunderbar bekletterbare Obstbäume, Ferkelstall, Schaukel, Reckstange, der Kindergarten gleich ums Eck; dazu nette Eltern und zwei ältere Schwestern – es gab wahrlich keinen Grund, hier weglaufen zu wollen für einen im Dezember 1955 geborenen Steppke wie mich.

Kleine Ausreißereien passierten trotzdem. Wenn am nahen Güterbahnhof Zirkuselefanten entladen wurden oder die Amis ihre Manöver-Panzer mit einem Höllengetöse von den Waggons rollen ließen, stand ich natürlich in vorderster Zuschauerreihe. Und in schneereichen Wintern lockte der Bahndamm als Schlittenhang. Auch da wurde von mir nicht immer ordnungsgemäß bei der Mutter eine Ausgangserlaubnis eingeholt. Hauptsache war, ich machte mich durchgefroren und hungrig rechtzeitig auf den Rückmarsch. Und rechtzeitig hieß: bevor mich der mit dem Ferkelhändler-Lkw heimkehrende Vater beim Herumtreiben erwischte und aus dem Fahrzeuffenster ein grimmig klingendes „Kummer ner ham!“ zurief.

Nein, die Welt meiner Kindheit in der Gunzenhäuser Zufuhrstraße war nicht nur abenteuer- und abwechslungsreich. Sie war natürlich die einzig lebenswerte. Bis die Familie – ich war inzwischen sechs Jahre alt und stand unmittelbar vor der Einschulung – in die am anderen Ende der Stadt liegende Austraße umzog. Von da an war hier das Paradies. So einfach ist das mit sechs.

Noch nicht einmal die Pflichten eines Volksschülers – so hieß das damals – konnten diese Rundumzufriedenheit trüben. Denn wer das Glück hatte, Lesen, Schreiben und Rechnen einigermaßen leicht zu lernen, wurde von Fräulein Ulrich, der eigentlich längst dem Fräuleinsalter entwachsenen Klassenlehrerin der ersten und zweiten Jahrgangsstufe, in der fünften Stunde großzügig vom Unterricht befreit und mit einem Einkaufszettel in den einem bereits bestens vertrauten Einzelhandel der Innenstadt geschickt. Und wenn man ganz großes Glück hatte, durfte man beim Schuster Kolb in der Burgstallstraße auch noch Fräulein Ulrichs reparierte Schuhe abholen. Da blieb ich dann gerne ein Viertelstündchen länger als nötig sitzen, sog den wunderbaren Lederduft der Werkstatt und die Geschichten vom freundlichen Kolbs Hermann ein. Ein super Leben.

Auch in der dritten und vierten Klasse wurde es noch nicht wirklich ungemütlich. Weil nämlich der berüchtigte Rektor Maueröder, mit

dem man es jetzt zu tun hatte, am liebsten nur jene Mitschüler übers Knie legte und mit seinem krummen Bambusstock durchdrosch, die beim Einmaleins-Abfragen nicht schnell genug die richtige Antwort wussten. Die Fragwürdigkeit dieses pädagogischen Konzepts fiel mir frühestens sechs, sieben Jahre später auf.

Da war ich aber bereits in der Mittelstufe des Simon-Marius-Gymnasiums angekommen. Jetzt war plötzlich sehr vieles anders. Eigentlich alles. Eine unbemerkt einsetzende, körpereigene Hormonumstellung samt gründlicher Neuprogrammierung des Pubertierenden-Hirns setzten einen recht unvermittelt in Fundamental-Opposition zur mehr oder weniger kompletten Kleinstadtwelt.

Überall war man von Unverständnis umgeben. Die Eltern standen dem Freiheitsdrang ihres halbwüchsigen Sohnes plötzlich ständig im Weg. Und die Lehrer sowieso. Die Nachmittage wurden zäh und öde. Aus der Kleinstadt mit ihren einst so spannenden Abenteuerwinckeln wurde ein trostloses Kaff. Stundenlang stand der Halbwüchsigpulk unserer Clique im Sommer vor Severinos Eisdiele, stierte in den vorbeireisenden Verkehr und schlug sich ergebnislos mit der Frage „Was könnten wir machen?“ herum. Manchmal rettete uns eine kühne Idee. Manchmal hatten wir auch nur eine blöde. Meistens aber gar keine.

Dann kamen zwei neue, ganz große Abenteuer in unser Pennälerleben:



Dem drohenden Schicksal eines Versicherungsververtreters war er entkommen, trotzdem ist noch nicht die letzte Skepsis aus seinem Gesicht gewichen: der Autor als Jungredakteur bei den *Nürnberger Nachrichten*.

Foto: unbekannt

Mädchen und Politik. Aus Gunzenhausen stammende Studenten brachten am Wochenende die rebellischen Gedanken der 68er-Bewegung mit aus den Unistädten Erlangen, Würzburg, München oder Berlin. Nach nichts waren wir 16- und 17-Jährigen hungriger. Außer vielleicht nach Mädchen. Revolution und Liebe. Die Klammer, die diese großen Themen damals ver-

band, war die ernüchternde Erkenntnis, auf beiden Feldern nur sehr bescheidene Etappensiege erringen zu können. Es musste an Gunzenhausen liegen, diesem verfluchten Nest.

Aber es war ja auch eine Ödnis. Kein Jugendzentrum, kein cooler Club, nichts. Das Einzige, was einen am Leben hielt, war der Stammtisch beim Lehner. Die Schmalzbrote von „Tante Emma“ und später das bis in die Morgenstunden servierte Bier vom „Ossi“. Friedlich teilten wir inzwischen langhaarigen Provinz-Revolutzler uns dieses Refugium mit den Kleinstadt-Honoratioren. Denen ging es schließlich ganz ähnlich wie uns. Die hatten ja sonst auch nichts. Also wurde der Klassenkampf – von kleineren Scharmützeln mal abgesehen – meist gnädig vertagt und sich am Stammtisch bierselig verbrüdet.

Das klingt aus der Distanz von inzwischen über 40 Jahren alles harmloser und amüsanter, als wir es damals empfunden haben. Noch heute sehe ich den dick unterstrichenen und den letzten Abiturtag markierenden Kalendereintrag vor mir: FREIHEIT! Und Freiheit bedeutete für mich vor allem eines: weggehen aus Gunzenhausen; die graue Enge der Kleinstadt gegen die faszinierende Buntheit der Großstadt eintauschen. Ich meldete mich zum damals eineinhalb Jahre dauernden Zivildienst in einem Münchner Krankenhaus an.

Die viel beklagte Anonymität und Kälte der Großstadt empfand ich

Und was trieb man abends in München? Man zog mit Freunden herum, die fast ausnahmslos aus Gunzenhausen stammten. Studenten oder ebenfalls Zivis. Weil das gemeinsame Kleinstadtblut halt doch dicker als Wasser war. Weil ein bisschen heimatliche Vertrautheit der Großstadt-Freiheit nicht wehtat.

Und an den Wochenenden war man öfter in Gunzenhausen als zuvor gedacht. Man konnte ja schließlich am Sonntagabend wieder abhauen. So war das auch in den sich anschließenden Jahren des Studiums. Nur mit meiner Fächerwahl hatte ich so etwas wie eine Rückkehrverhinderungssicherung eingebaut. Literaturgeschichte, Politik, Theaterwissenschaften. Damit bekam man so gut wie nirgends einen Job, ganz bestimmt aber nicht in Gunzenhausen. Wenn mein Vater, der inzwischen nicht mehr Ferkelhändler, sondern Versicherungsvertreter war, mir damals mit dem freundlich gemeinten Angebot „im Notfall kannst du bei mir mit einsteigen“ Mut für die ungewisse Zukunft machen wollte, ahnte er nicht, dass er damit die Szenerie maximalen Unglücks vor mir aufbaute.

Aber das Schicksal meinte es gut mit mir. Nicht ganz die eigentlich übliche Reihenfolge einhaltend, setzte ich mit meiner – natürlich auch aus Gunzenhausen stammenden – Freundin und späteren Frau das erste Kind in die Welt, brachte das Studium zu einem erfolgreichen Ende und eroberte tatsächlich einen der begehrtesten Volontariatsplätze bei den *Nürnberger Nachrichten*.

Es war die Zeitung, mit der ich aufgewachsen war, nur dass sie bei uns zu Hause natürlich *Altmühl-Bote* hieß. Ein wenig kam ich mir anfangs wie ein Hochstapler vor, als ich plötzlich unter einem Dach mit alten NN-Instanzen wie Hans Bertram Bock, Rudi Pilous oder Walter Schatz saß und ordentliche Texte fürs Blatt liefern sollte. Schließlich fehlte mir im Gegensatz zu meinen Mitvolontären, die allesamt bereits als freie Mitarbeiter fleißig geschrieben hatten, jede journalistische Vorerfahrung. So ganz wurde ich lange Zeit den Verdacht nicht los, die Ausbildungsstelle nur deshalb bekommen zu haben, weil es im Verlagshaus den heimlichen Plan gab, mich irgendwann als Redakteur zurück nach Gunzenhausen zu schicken.

Ein sehr angenehmer Gedanke, ich muss es leider gestehen, war das nicht. Weil das Kleinstadt-Trauma einfach zu tief saß. Gebessert hat sich das Verhältnis zur alten Heimat erst im ausnahmsweise langsamen Laufe der Zeit. Weil sich der Brass auf den Ort der jugendlichen Abnutzungskämpfe und der sozialen Totalüberwachung allmählich verzog. Und – vor allem – weil sich Gunzenhausen merklich veränderte.

Dieser Wandel hatte zweifellos auch viel damit zu tun, dass irgendwann nicht mehr der Eichenberger und der Haundorfer Weiher die größten Natur-Badeattraktionen im näheren Umland darstellten, sondern Gunzenhausen jetzt so etwas wie die Hauptstadt des neuen Fränkischen Seenlandes war. Plötzlich streiften jede Menge fremde Menschen durchs Städtchen. Der Tourismus wirkte wie eine Sauerstofftherapie. Die Gunzenhäuser ließen mehr und mehr ihre fränkische Muffigkeit hinter sich und bemühten sich um freundliche Welt-offenheit.

Das ist ein zweifellos noch viel größerer Fortschritt als die Tatsache, dass man in Schlungenhof inzwischen veritable Yachten kaufen kann und dass sich ein lauer Sommerabend im Kreis von alten Freunden am Hafnermarkt so angenehm nach urbaner Leichtigkeit anfühlt, wie man sich das immer sehnhelst gewünscht hatte.

Es wäre vielleicht trotzdem etwas übertrieben, gleich zu behaupten, dass man heute als junger Mensch auf gar keinen Fall mehr von hier abhauen müsste. Abhauen gehört wahrscheinlich zum Jungsein dazu. Und genauso, dass jemand ruft: „Kummer ner ham!“

Der Tourismus wirkte wie eine Sauerstofftherapie